

Im
Schwarzwald |
Uncollected Poems
1906–1911

Rilke

Blätter der Rilke-Gesellschaft

31 | 2012

Wallstein

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT

Band 31 (2012)

Im Schwarzwald
Uncollected Poems 1906–1911

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft
herausgegeben von
Erich Unglaub und Jörg Paulus



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:

PD Dr. Jörg Paulus
Technische Universität Braunschweig
Institut für Germanistik
Bienroder Weg 80
38106 Braunschweig
E-Mail: j.paulus@tu-bs.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2012
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN 978-3-8353-1137-4

Cornelia Pechota Vuilleumier: *Heim und Unheimlichkeit
bei Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé.*

Literarische Wechselwirkungen. Hildesheim, Zürich, New York 2010, 406 S.

ISBN 978-3-487-14252-4.

Sofern es zutrifft, dass die literarische Moderne im Zeichen der von Georg Lukács diagnostizierten »transzendentalen Obdachlosigkeit« gestanden hat, dann ist eine ihrer Zentralmetaphern um 1900, das Haus, auf paradoxe Weise konsequent. Im Wunsch sich zu behausen realisiert sich ein existentielle Verlangen nach Geborgenheit; der tatsächliche Glaube an das Vermögen, dies wirklich leisten zu können, entspricht angesichts der Entfremdungssituation des modernen Ich jedoch einer konkreten Utopie.

Der Bürger wohnt; der Entfremdete haust (allenfalls). Der Dichter, in dem beide Existenzformen präsent sind, lebt im Provisorium oder, sofern er in saturierten Verhältnissen arbeitet, imaginiert es. In seinen Adressen ist der Widerruf enthalten, die Aufkündigung der Wohnverhältnisse. Diesen unsicheren Status verkörperte um 1900 der junge Rilke exemplarisch, wobei er wußte, dass er sich von der Prager Bürgerwelt um seines Werkes willen, soviel seine dichterischen Anfänge dieser »unheimlichen« Welt verdanken, zu emanzipieren hatte.

Man geht, löst sich, verläßt, um ein Objekt für seine Sehnsüchte zu haben; sehnt sich nach neuer Ankunft, um vorübergehend Unterkunft zu finden und richtet sich vorläufig ein, aber kennt sich im Eigenen nie zureichend aus: so zeigen sich in etwa die »Wohnverhältnisse« in der literarischen Moderne, in denen – laut Freud – das Ich längst nicht mehr Herr im eigenen Haus ist und die Psyche sich vorzugsweise in dunklen Kellern aufhält. Und sieht man ein auffallend weißes Haus, dann können seine Wände nur die Projektionsflächen für sehr dunkle Schatten sein. Von Edgar Allan Poe bis Edith Wharton, von Henry James bis Herman Bang hat man die Schwellen zur Moderne in solche Häuser integriert. Gerade auch deswegen reflektiert die Moderne die Architektur existentieller – vom Gerüst bis zur Bauruine, von Loos bis Otto Wagner und Wittgenstein, wobei wenig später das Bauhaus leicht tautologisch suggeriert, das Bauen verlange selbst nach einem Haus. Mit Blick auf die Dichtung wird Heidegger die einzig schlüssige Konsequenz ziehen und die Sprache, das Wort als das »Haus des Seins« bezeichnen.

Ich leite meine Besprechung von Cornelia Pechota Vuilleumiers faszinierender Analyse dieser Problematik bei Rilke und Andreas-Salomé nur deswegen so »umständlich« ein, weil dieser kontextualisierende Blick ungefähr das Einzige ist, was dieser glänzenden Studie fehlt. Bezeichnenderweise umfaßt das Teilkapitel »Das Haus im Spiegel der Literatur um 1900« nur ganze zweieindrittel Druckseiten! Dafür aber sieht man sich in anderer Hinsicht reichlich beschenkt und fühlt sich auf nahezu jeder Seite zum Weiterdenken angeregt, ja, angehalten. Der Ansatz dieser umfänglichen Studie ist schlicht, verweist aber auf wirkliches Desiderat, nämlich über das rein Biografische und die Briefe hinaus das Verhältnis zwischen Lou und Rilke inhaltlich, *poetisch*-psychologisch zu untersuchen. Die Autorin unternimmt dies in drei Schritten, wobei der erste der verdienstvollste ist: Ein Vergleich zwischen »Behagen und Grauen«, entwickelt anhand der »narrativen Strategien« in Rilkes Novelle *Das Haus* (1900) und Lous gleichnamigem, zwischen 1904 und 1921 entstandenem Roman. Es geht dabei weniger um die (in beiden Fällen – im Nachhinein betrachtet – durchaus zweifelhafte) literarische Qualität dieser Texte,⁷³ sondern um den paradigmatischen Charakter dieses Vergleichs, der ein literarisch produktives Arbeitsverhältnis beschreibt. Die beiden anderen Schritte betreffen »Russland als Heimat literarischer Wechselwirkungen« sowie die (vielleicht zu) gewagte These die *Achte Elegie* (1922) als »Geburt« aus Lous *Briefen an einen Knaben* (1918) zu deuten; denn Dichtungen solcher Art bestehen gewöhnlich aus mehreren »Geburten«.

73 Die KA hat diesen Text nicht aufgenommen. Nur in: SW IV, 643-653.

Pechota Vuilleumiers Befund, nach dem Rilke und Lou das im Sinne Freuds »Unheimliche in den intersubjektiven Raum ihrer Beziehung verlegten, wo es zwischen vertrauensvoller Übertragung und reflektierter Gegenübertragung literaturfähig wurde« (373), ist zuzustimmen. Das eigentliche Verdienst dieser Studie scheint mir aber zu sein, dass Pechota darin die spinozistische Dimension des Romans *Das Haus* herausarbeitet und im Spinozismus eine (von Nietzsche durchaus sanktionierte) Grundlage einer Aufgehobenheit in der All-Natur und dem »All-Gefühl« (117) im Denken und Schreiben Lous erkannt hat. Diese Erfahrung einer Geistnatur kristallisierte sich bei Lou und Rilke bis ins Kreatürliche; hervorzuheben ist hier, wie bei Pechota geschehen (104 ff.), die Bedeutung des Hundes, im Leben wie als Erzählfigur (Lou) und (bei Rilke) poetischem Gegenstand in einem der vernachlässigten *Neuen Gedichte (Der Hund)*. Das Unheimliche kontert Lou mit der psychologisch ergründbaren Geistnatur, wobei, diesen Gedanken weiterführend, eine Studie über Spinozismus und Psychoanalyse wertvoll wäre.

Lou konnte sich ein »Loufried« schaffen; Rilke improvisierte zeitlebens ein Sich-Einrichten in, wenn man so sagen möchte, geliehenen »Heimstätten«. Dagegen schien anfangs in Oberneuland eine familiäre Beheimatung zu gelingen. Rilke beschreibt diese familiäre Selbstinszenierung (folgerichtig) in einem Brief an Lou am 25. Juli 1903. Schatten sind jedoch nie fern: »Da steht ein weißes hohes Haus mit Strohdach in einem Garten oder besser in einem Stück Park mit sehr hohen Bäumen, Wiesenplätzen und Wegen, die sich langsam in das Dunkel wenden.«⁷⁴ In Rilkes Novelle *Das Haus* wohnt das Unheimliche, das den Protagonisten, der sich auf der Rückreise zu seiner Familie befindet, regelrecht in sich hineinzieht. In diesem »Haus« vollzieht sich nicht nur ein Seitensprung mit tödlichen Konsequenzen (alles nur angedeutet); vielmehr zentriert sich in ihm das Abseits von der bürgerlichen Norm. Dass auch dieses Haus für das Mütterliche stehe, kann daher nur bedingt richtig sein.

Um jedoch dem Verständnis vom »Haus« im Werk des frühen Rilke gerecht zu werden, wäre ein genauer Blick auf seine Dramen unerlässlich. In ihnen nämlich findet sich eine ganze Poetik des (häuslichen) Raumes bis hin zu exakten Grundrissen über die Zimmeraufteilung auf der Bühne. Es ist nachvollziehbar, weswegen Pechota diesen kritischen Blick ausgespart hat, weil sie ja gerade die Emanzipation Rilkes von seinen Anfängen und räumlichen Kontexten mit Hilfe Lous zeigt. Dafür untersucht sie eindrucksvoll jenen Quasi-Heimat-Raum, in den Rilke seine räumlichen Kontexte überführte – weniger Italien (auch wenn er dort für Lou Tagebuch führte) als vielmehr Rußland. Er erfuhr es auf zwei Reisen mit Lou als naturreligiöses Phänomen und lebenswirklichen Mythos. Die »unheimliche« Weite taucht als Thema kaum auf; eher der Umstand, dass man sich in diesen Weiten geradezu überall beheimaten konnte, und zwar im Naiv-Schlichten, geradezu Gegenzivilisatorischen des russischen Lebens vor der Revolution, das noch im Zeichen der Ikone gestanden hatte. Besonders fruchtbar ist dabei in Pechotas Studie der Exkurs über *Zwischenland*, der Titel einer kleinen Novellensammlung von Lou, und dessen metaphorisch-paradigmatische Bedeutung für Rilke (S. 267–284). Letztlich geht es beiden um die Frage einer Existenz im Dazwischen, einer geistigen Heimgründung zwischen den Kulturen. Als poetische Grundsteinlegung dieser Art eines Heims mag man dann die *Duineser Elegien* auch verstehen. Doch reichen sie in eine Zeit, in der Rilke für Lou mehr und mehr zur Fall-Schablone wurde.

Cornelia Pechota Vuilleumiers unbestreitbares Verdienst jedoch bleibt es, die »literarischen Wechselwirkungen« zwischen diesen beiden Gefühlspolen poetisch-geistiger Existenz im »Zwischenland« von Tradition und Moderne, seelischem Anspruch und besitzloser, sprich im Doppelsinn: befreiter Liebe ernst genommen und mustergültig analysiert zu haben.

Rüdiger Görner

74 In: RMR/LAS: *Briefwechsel*. Hrsg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1989, S. 81. Vgl. zur Interpretation den (in Pechotas sonst sehr gründlich recherchierter Arbeit fehlenden) Aufsatz von Ferenc Szász: »Nur ein Brief? Rainer Maria Rilkes Brief an Lou Andreas-Salomé vom 25. Juli 1903«. In: Rudi Schweikert (Hrsg.): *Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Storck aus Anlaß seines 75. Geburtstages*. St. Ingbert 1999, S. 329–349.